

Metallarbeiter- Jugend

Wochenblatt des
Deutschen Metallarbeiter-
Verbandes

Für alle Jugend-
lichen und Lehrlinge der
Metallindustrie

Nr. 31 • II. Jahrgang

Berlin, 2. August 1930

mit der Monatsbeilage „Technische Lehrbriefe“

Erscheint wöchentlich Samstags. Bezugspreis vierteljährlich 1,50 M. Einzelnummer 15 ¢ (nur gegen Voreinsendung des Betrags). Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste. Verantwortl. Schriftleitung: Paul Haase. Schriftleitung u. Versandstelle: Berlin SW 68, Alte Jakobstr. 148-155

Den Dahingeschiedenen

Und führt euch eines Tags der Sonnentwind,
wo wir in lang verstummter Kunde schlafen,
hier liegen, die für euch gestorben sind
und jene auch, die unsre Kugeln trafen.

Die sich erschlugen in des Todes Reigen,
Wir ruhen brüderlich nun Hand in Hand.
Wir gingen alle in dasselbe Schweigen,
Die Erde unser aller Vaterland.

Die Erde blüht. Was blieb nun von uns allen?
Ihr jauchzet, küßet, wenn der Tag erwacht.
Wir aber müssen hier zu Staub zerfallen,
Kurz ist das Leben, ewig währet die Nacht.

Doch manchmal weint der Wind wie Frauenjammer,
Wir hören es von kleinen Füßen gehn.

Dann stöhnt es dumpf in unsrer Kammer,
und bäumt sich auf und kann nicht auferstehn.

Verflucht die Hand, die lästern nach dem Schwert
gegriffen,

Verflucht der goldgetränzte Länderwahn!
Verflucht die Stümper, die mit Komödiantentniffen
dem eignen Volk das Schlachthaus aufgetan!

Verflucht, was droben laut als Weltgeschichte
prahlt,

was von den Großen dieser Erde heiß begehrt:
der ganze Ruhm, den sie mit unserm Blut bezahlt,
war nicht die Träne einer armen Mutter wert!

Wilhelm Lamszus.

(In: „Der Leichenhügel“, Pandora-Verlag, Leipzig.)

Giftgas für Soldatenlungen

Es ist merkwürdig, daß alle Männer, die den großen Krieg mitgemacht haben oder einen neuen mitmachen mußten, durch keinen anderen Umstand so zum Nachdenken über den eigentlichen Grund der Kriege angeregt werden, wie durch die Tatsachen der internationalen Verflechtung der Rüstungsindustrie. Man kann noch so sehr die hohen Kriegsgewinne der eigenen Rüstungsindustrie am Blut der Landesfinder geißeln — da denkt mancher im stillen den alten Ausruf, daß dadurch doch soundsovielle „Arbeit“ hätten. Man mag noch so sehr die Barbarei des Krieges ausmalen — da denkt wieder so mancher im stillen: „Na, je den trifft's ja nicht.“ Das stimmt zwar nicht für den nächsten Krieg, aber man hält diese Warnung für Überreibung ängstlicher Gemüter. Wenn man aber beweist, wie in zahllosen Fällen Vaterlandsverteidiger von Waffen getötet sind, die sie als Arbeiter selbst angefertigt haben und die dem Feinde gegen sündhaft hohe Gewinne verkauft wurden, dann hört es mit Selbstbeschönigungsgründen auf. Zuerst staunt man hoch auf, ob es so etwas gibt. Das tiefe Staunen ist immer der Anfang wirklicher Erkenntnis.

Es ist nicht schön, aber menschlich, daß dieses Erschrecken vor dem wahren Gesicht des Profikrieges erst dann erfolgt, wenn der Betroffene diese Tatsachen erfährt. Deshalb sollte man fortfahren in der Sammlung solcher Tatsachen. Gerade die Metallarbeiter können in ihren Betrieben die Entwicklung solcher Möglichkeiten auch für die Zukunft am besten beobachten. Rücksichtslose Aufdeckung ist das wirksamste Mittel.

Den bereits in meiner Schrift „Die blutige Internationale der Rüstungsindustrie“ dafür vorgebrachten Beispielen sei heute ein neues, besonders tragisches hinzugefügt, da es die modernste Waffe, das Giftgas angeht. Es handelt sich um französische chemische Stoffe, die über die Schweiz nach Deutschland gehandelt wurden, um hier zu dem Giftgas Phosgen verarbeitet zu werden.

Am 15. Dezember 1929 gab darüber der französische sozialistische Abgeordnete Charles Baron, ein Ingenieur und Chemiker, in der Kammer bei der Beratung des Haushalts eine Darstellung. Er besprach zunächst die Rolle der Monopole für Explosivstoffe und deren Begünstigung durch den Staat. Er fuhr dann fort, daß er einen Vorfall über die Firma Stolzenberg in Hamburg vorzubringen habe, den er noch niemals erzählt habe:

Die Firma Stolzenberg, erklärte der Abgeordnete Baron, bekannt durch das hamburger Giftgasunglück, habe schon während des Krieges in schweizerischen Blättern angezeigt, daß sie Schwefelkohlenstoff aufkaufe. Dieser Stoff hatte normal einen Preis von 50 Goldfranken (40 M) für 100 Kilogramm. Er dient zur Herstellung des Giftgases Phosgen. In Frankreich wurden bei Lyon und Marseille große Quantitäten des Schwefelkohlenstoffes hergestellt. Durch Stolzenbergs Anzeigen kamen nun die französischen Produzenten darauf, ihm den Schwefelkohlenstoff viel lieber zu verkaufen als ihrem Kriegsministerium, denn Stolzenberg zahlte — zehnmal soviel, nämlich 500 Franken für 100 Kilogramm. Für einen Waggon von 10 Tonnen macht das 45000 Franken mehr, nämlich statt 5000 Franken 50000.

Baron erzählte weiter, daß er als Ingenieur einer Sprengstoffabrik in St. Chamas beobachtete, wie mitten im Kriege solche Waggonen gefüllt mit Schwefelkohlenstoff die offene Grenze bei Genf passierten. Er meldete das seinem Vorgesetzten, aber man ließ weiter die Waggonen passieren mit jenem Stoff, von dem Baron sagte: „daß er in unsere (die französischen) Schützengräben als schwerstes Giftgas zurückkam, denn Phosgen ist 15mal tödlicher als Chlor.“ Da Baron hierin eine Frage des Gewissens sah, sandte er der großen Tageszeitung in Marseille Le Radical einen Aufsatz über: „Unser Schwefelkohlenstoff geht nach Deutschland und kommt als Giftgas zurück.“ Die Zensur verhinderte das Erscheinen dieses Aufsatzes.

Es ereignete sich nun in der Kammer ein Zwischenfall, der so bezeichnend ist für französische Geistesart, daß er geschildert werden muß. Baron fuhr fort: „Der kommandierende General

jenes Bezirks war schon reichlich alt... Dieser alte General ließ damals den Ingenieur Baron kommen, der sich ihm vorstellte, die Handschuhe in der Hand.

Der General musterte ihn streng, runzelte die Augenbrauen und sagte dann: „Herr Ingenieur, die Hände sind gemacht, um in den Handschuhen zu stecken, und die Handschuhe sind nicht dazu da, um sie in den Händen zu halten.“ Baron merkte den kalten Wind. Der General erklärte ihm: „Sie haben einen sehr schweren Vertrauensbruch begangen; ich werde Sie vor ein Kriegsgericht stellen lassen.“

Baron, im Gefühl, ein wirkliches Verbrechen gegen unglückliche Soldaten aufgedeckt zu haben, ließ sich nicht einschüchtern. Es geschah ihm auch nichts, vielmehr untersagte bald darauf die Regierung die Ausfuhr des Schwefelkohlenstoffs nach der Schweiz.

Baron führte weiter aus, wie derselbe Stolzenberg auch heute wieder in der ganzen Welt allgemein läßt und Giftgasfabriken in Spanien und Rußland errichtet. Baron wandte sich darauf gegen die Kommunisten, die den Sozialdemokraten Kriegstreiberei vorwerfen, sich aber lassen müssen, daß die russischen Kommunisten 280 chemische Fabriken zum Teil durch Stolzenberg errichtet hätten. Er schließt seine Ausführungen mit der Forderung, daß es gälte, den Krieggeist zu zerstören und den Krieg als Verbrechen zu ächten.

Die Kammer war tiefbewegt durch seine Ausführungen. Es gilt, alle solche Zeugnisse des internationalen Geschäfts am vergangenem und am kommenden Krieg zu sammeln, wie zum Beispiel kürzlich ein Arbeiter in der Leipziger Volkszeitung eine höchst wertvolle Beobachtung aus dem Kriege über Verschiebung von Eisenkonstruktionen nach Frankreich durch die Firmen Thyssen und Stumm mitteilte.

D. Sehm ann - Ruß b ü l d t.

Schwimmende Fabriken

Walfabriken auf hoher See — Bromgewinnung aus Meerwasser — Maschinelle Fischverarbeitung an Bord

Bereits im 10. Jahrhundert fuhren kühne norwegische Fischer auf schwanken Booten zum Walfang aus. Die mühsam und unter größter Lebensgefahr erlegten Meerestiere wurden ins flache Meerwasser geschleppt und dort zerlegt, um Fleisch und Speck zu Genutzwecken, den Tran als Leuchtmaterial zu gewinnen. Große Teile des Tierkörpers wurden als unverwertbar dem Meere zurückgegeben. Im Laufe der seither verfloßenen Jahrhunderte wurden die Wale durch den rücksichtslosen Walfang freilich immer mehr von den Küsten vertrieben. Man mußte ihnen aus offene Meer folgen. An Stelle der Boote traten immer größere seetüchtige Fangschiffe, die die erlegten Wale den Landstationen zur Verarbeitung zuführten. Je weiter man den Tieren aufs Meer folgen mußte, um so größer wurden natürlich auch die Rückwege mit den Tieren im Schlepptau. Der Gedanke

lag nahe, die Fabrikanlagen für die Walverarbeitung ortsveränderlich, beweglich zu gestalten, um den Fangschiffen die langen Hin- und Rückwege zu ersparen. So entstanden die ersten Fabriksschiffe, die freilich mit den erlegten Walen zunächst auch noch in ruhiges Wasser gingen, sie dort zerlegten und die Teile an Bord holten.

Bei den neuesten Fabriksschiffen ist auch dies nicht mehr erforderlich. Die bei ihnen seitlich oder im Hinterstück vorgegebene Schleppe ermöglicht es, die erlegten Wale selbst bei ungünstiger See mit Hilfe starker Winden an Deck zu ziehen und sie dort zu zerlegen. Gewöhnlich ziehen sechs Fangschiffe und ein Mutter-schiff zum Fang aus. Das Mutterschiff verarbeitet ohne Unter-las die erlegten Tiere, von denen bei den größten Fabriksschiffen bis zu drei Stück gleichzeitig an Bord genommen werden können. Meist wird die Walfangflotte noch von einem Transportschiff begleitet, das die Erzeugnisse des Mutterschiffes aufnimmt, damit dieses dauernd verarbeiten kann. Da in der Verarbeitung und Ausnützung der Wale in den letzten Jahrzehnten ganz außerordentliche Fortschritte erzielt wurden, so ist heute die Ausbeute der Fänge fast restlos. Das Fleisch wird nur noch be-zwangselt der direkten Ernährung zugeführt. Nach dem Entzuge des Fettes wird es zu Mehl und Dünger verarbeitet. Der Veredlungs-vorgang geht heute so weit, daß sogar die Knochen zerlegt, ent-ölt und zu Mehl zerkleinert werden. Die am Boden der Tran-bottiche anhaftende Substanz, Walrat genannt, wird von den chemischen Fabriken zu Salben, Schminken und Pomaden ver-arbeitet. Kostbarer als bulgarisches Rosenöl ist das im Darm und der Harnblase mancher Wale vorhandene Amber, das von der kosmetischen Industrie bereits um die Jahrhundertwende mit 7000 M für 1 Kilogramm bezahlt wurde. Werden nun 6 bis 7 Kilogramm dieses geschätzten Materials bei einem einzigen Wal gefunden, wie es gar nicht so selten vorkommt, dann herrscht eitel Freude an Bord eines Mutterschiffes. Das Vorfunden einer Ambermenge, deren Erlös 470 000 M brachte, in einem bei Neuseeland gefangenen Wal stellt allerdings einen Glücksstreffer dar, wie er wohl kaum wieder eintreten dürfte.

Tauf der sehr weitgehenden Raffinierung des Walfettes wer-den heute im Durchschnitt etwa 13 000 bis 15 000 Liter Öl aus jedem Wal gewonnen. Aus einem 1924 in der Walfischbucht (Südwestafrika) gefangenen Blauwal wurden sogar 61 000 Liter Öl gewonnen. Das Öl wird vorwiegend für die Margarine- und daneben zur Seifenbereitung verwendet. Das getrocknete Fleisch und die Knochen werden zu Fischmehl verarbeitet, wobei die Ausbeute etwa 4000 Kilogramm je Wal beträgt. Aus den Rest-beständen wird Dünger bereitet. Der Bodensatz des Tranes er-gibt Wagenschmiere. Was sonst noch vom Wal übrig bleibt, und es wird dank technischer Vervollkommnung der Verarbeitung immer weniger, kommt über Bord. Gestellen sich zur normalen Ausbeute eines Wales noch die Warten, die bei einigen Wal-arten vorhanden sind und oft auf jeder Mundseite bis 600 Stück erreichen und 5 Meter Länge aufweisen, dann können noch bis

Aus der großen Zeit

Nach nicht

„Der Stunde der deutschen Grobmut für Belgien hat noch nicht geschlagen. Noch ist das Land nicht völlig in unserm Arme...“ („Die Post“, Oktober 1914.)

Der Jubegriff

„... Engländer... dieses Wort ist der Jubegriff aller Verruchten. Tade und Niedertracht. Es kann für uns keine ängere und innere Gemeinschaft mehr geben.“ („Britische Zeitung“, 30. Oktober 1914.)

Die notwendige Eigenschaften

„Es gehört zu den notwendigen Eigenschaften einer großen Nation, hart zu sein, haßen und vergelten zu können.“ („Berliner Woche Nachrichten“, Oktober 1914.)

Kein: antiker Gegner

„Unsere Gegner sollen Jahrhunderte lang die Seite der Krieg-schanden an ihren Trinen, Buchhändlern gleich, durch die Welt streifen...“ (Geistlich 1917.)

Für ewige Zeiten

„... wir nicht ruhen dürfen, ehe nicht England vollkommen ge-demütigt und für ewige Zeiten seiner Kraft beraubt dazuliegt.“ („Lübinger Zeitung“, 25. Oktober 1914.)

Bezeichnung und Heiterkeit

„Bücherei Bezeichnung nach Heiterkeit erregte hier... das In die Luft fliegen der Pulvermagazin in Warschau...“ („Lüb. Ill. Zeitung“, August 1914.)

Das Vaterunser

„Vater unser, der du bist im Himmel.“ — Los, feuern, immer feuern!

„Dein Reich komme, dein Wille geschehe.“ — Diese Hundel! „Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigen.“ — Schieß! Schieß!

(Aus einer Erzählung in den „Bremer Nachrichten“ vom 30. Oktober 1914.)

Die nicht vergönnte Freud

„Bei Kästlich war es gar fein, Jupheidi, jupheidal Wir schlugen Tür und Fenster ein, Jupheidi, heidal! Und hätt' man uns die Freud' vergönnt, Wir hätten 's ganze Nest verbrennt!“

(Eine Postkarte, herausgegeben von der „Vereinigung der → Kunstfreunde“ (1), Oktober 1914.)

Keine Parteien mehr

„Wir suchen Arbeiter unter Ausschluß von Sozialdemokraten, Episkopikern und Alkoholikern.“ (Eine Annonce der Sippkader Waffenfabrik, August 1914.)

Er hatte keine Bedenken dagegen

„Herrn Ludwig von Padern hat im Namen aller deutschen Bankiers den Heiter aufgefodert... das G. R. I. und II. Klasse anzufragen zu wollen. Der Heiter antwortete, daß er es gern tun wolle.“ („Berliner Tageblatt“, 2. November 1914.)

zu 1500 Kilogramm Fischbein gewonnen werden, die bereits vor einigen Jahrzehnten 4500 *M* brachten.

Die größte schwimmende Fabrik besitzt zurzeit Norwegen in dem Walfischfabrikschiff *Kosmos*, das bei 183 Meter Länge und 25 Meter Breite 32 000 Tonnen Displacement aufweist, 22 000 Tonnen Zuladung aufzunehmen vermag und 350 Mann Besatzung hat.

Eine schwimmende Fabrik von ganz anderer Art stellt der Dampfer von 4000 Tonnen dar, der in Amerika umgebaut wurde und zur Gewinnung von Brom aus Meerwasser dienen soll. Das Meerwasser enthält auf 1000 Teile Wasser 6 Teile Brom. Da monatlich 45 000 Kilogramm Brom gewonnen werden, gilt es in jeder Minute rund 26,5 Kubikmeter Wasser zu verarbeiten. Die zur Durchführung des chemischen Prozesses erforderlichen Chemikalien werden in Tanks mitgeführt. Die Gewinnung des Broms geht in der Weise vor sich, daß das Meerwasser ununterbrochen durch ein System von Rohrleitungen und Mischkammern gedrückt wird. Die erforderlichen Chemikalien werden dem Meerwasser auf seinem Wege durch die Rohrleitungen und Mischkammern an verschiedenen Stellen zugeführt. Das Verfahren beruht nämlich auf der Freisetzung des im Meerwasser enthaltenen Broms durch Chlor und dessen Bindung an Anilin als Tribromanilin. Durch die Beimengung der Chemikalien bilden sich aus dem Brom des Meerwassers unlösliche Kristallnadeln. Nach der Umsehung gelangt das behandelte Meerwasser zu Speichertanks und Filterpressen. In den Filterpressen bleiben die Kristallnadeln als ein Filterkuchen zurück. Der trockene Filterkuchen enthält schließlich rund 80 vH Tribromanilin. Die reinen Materialkosten belaufen sich je Kilogramm gewonnenen Broms auf 0,39 Dollar, wozu sich noch die sonstigen Betriebskosten für Löhne, Gehälter und Kraftbedarf, sowie die für die Verzinsung und Abschreibung des Anlagekapitals gesellen. Da die schwimmende chemische Fabrik erst kurze Zeit arbeitet, konnte sich eine genaue Berechnung der Gesamtgestehungskosten noch nicht aufstellen lassen.

Als schwimmende Fabriken sind auch die vor etwa Jahresfrist von einer hamburger Schiffswerft für die französische Neufundlandfischerei fertiggestellten zwei Fischdampfer zu bezeichnen, da sie mit einer großartig ausgebauten maschinellen Ausrüstung für die Verarbeitung der gefangenen Fische versehen wurden. Die 65 Meter langen und 10 Meter breiten Dampfer haben 1140 Register-tonnen Raumgehalt und erreichen bei 850 PS Maschinenleistung 11 Knoten (rund 20 Kilometer) Geschwindigkeit. Die Fische werden auf den Dampfern in der Weise verarbeitet, daß die zur Bereitung von Klippfischen geeigneten Tiere fortgerichtet und ausgeteilt werden. Das Köpfen und Entgräten wird mittels besonderer Maschinen vorgenommen, was für die Neufundlandfischerei einen großen Fortschritt bedeutet, da hier bisher alle Arbeiten von Hand verrichtet wurden.

Daß die Technik auch für die Fischverarbeitung Sondermaschinen schaffen konnte, muß überhaupt als eine ganz be-

sondere Leistung angesehen werden. Gibt es doch so verschiedene Fischarten und verschiedene Größen, daß ihre maschinelle Verarbeitung nahezu als Unmöglichkeit bezeichnet werden mußte. Am einfachsten gestaltet sich noch das Bürsten der Heringe mit umlaufenden Bürsten, womit stündlich 60 Kisten Heringe gewaschen werden können. Weit schwieriger war die Konstruktion einer Fischköp- und Ausweidemaschine, deren umlaufendes Messer nach Art einer Brotschneidemaschine den Fischen die Köpfe abschneidet und gleichzeitig die Eingeweide entfernt, wobei die Leistung von 20 Stück in der Minute die Handarbeit vielfach übertrifft. Die sinnreichste Maschine auf diesem Gebiete stellt die Heringentarrätemaschine dar, die in einer Stunde etwa 3000 Heringe entarrätet. Zunächst wird der Hering in dieser Maschine geköpft. Dann saßt ihn eine Klemme am Schwanz und zieht ihn aus der sternförmigen Köpfborrichtung. Ein Messer schneidet ihm den Bauch auf; die Eingeweide werden herausgezogen und die Rückengräte entfernt. Umlaufende Bürsten und ein Wasserstrahl bürsten und spülen gleichzeitig allen Urat fort.

Nur durch diese weitgehende Verwendung der Maschine ist es möglich, die Fischkonserben zu den heutigen Preisen herstellen zu können. Aus dem Beifang, den Köpfen und Gräten, die bisher in See geworfen wurden, wird in einer besonderen Anlage Fischmehl hergestellt. Ein Perreißwolf zerkleinert die Abfälle, die darauf entkeimt, in Trommeln getrocknet und schließlich in einer Kreuzschlagmühle auf die gewünschte Korngröße zerkleinert werden. Das in Säcken aufgefängene Mehlquart ergibt Viehfutter.

Ernst Trebesius.

Ameisenfeuerwehr

Ameisen und Bienen sind die „sozialen“ Insekten mit erstaunlichen Organisationseinrichtungen. Fast unbekannt ist die Art, wie Ameisen das Feuer bekämpfen. In den Haufen geworfene brennende Streichhölzer, Zigarettenstummeln usw. bespritzen sie mit Ameisensäure, bis die Flamme erstickt, oder schleppen den brennenden Gegenstand beiseite. Sogar Kerzenflammen können von ihnen gelöscht werden, da sie zu Dürbenden auf die Flamme zugehen und ihre Säure darauf spritzen. In bergweifelten Fällen erstickten sie das Feuer unter Opferung ihres Lebens. Bei wiederholten derartigen Versuchen an Ameisenhaufen verbesserten diese durch die Übung ihre Treffsicherheit im Spritzen. Nicht alle Arten sind gleich geschickt.

Spruch

Ch. Fontana

Du wirst es nie zu Tüchtigem bringen
Mit trüben Grames Träumereien;
Die Tränen lassen nichts gelingen;
Wer schaffen will, muß fröhlich sein.

Wohl Keime wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht:
Doch golden Korn und Erntesegen
Reift nur heran bei Sonnenlicht.

Aus Graubündens Wunderwelt

Feiererlebnisse von Lydia Ruehl and

Bergwanderungen im Alpengebiet — Feierstunden der Seele — Tage der Andacht, unrauscht von geheimnisvollem Rauber urewigen Eises und Werbens einer diegestaltigen Landschaftszenerie. Geisterhafte Einsamkeit; inmitten derer — ein Gnadengeschenk — ein unverlässiger Wanderkamerad.

Höhenwanderungen sind keine Promenadenpaziergänge. Sturm, mit seinen Eisnadeln durchsicht, Sonnenbrände und Steilaufstiege über Nebentrümmer von Finglingsgrübe, zerstücktene Schienbeine, die auf Schritt und Tritt schmerzen, das Gesicht wie Feuer brennend, die Nerven des vollbepackten Rucksacks, des unermüdblichen, schneiden in die weichen Schultern, die solcher Last ungewohnt sind. Über ein Bild auf den gesammelten, in Gleichmut dahintrotzenden Bergkameraden läßt Angst und Schmerzen beherrschten. Wer selber unruhig ist, leidet am andern ruhelose, restlose Sicherheit.

Die Berge verlangen den Einsatz aller Körperkräfte und seelischen Kräfte, die nicht immer in wünschenswerter Fülle zur Verfügung stehen. Tage voller Sonne waren und geschult drohen in zauberhaft großartiger Bergwelt, Tage im Sonnenschuß, das widerstrahlte von den Dachgipfeln des Big Nafog, des Herterailchalters und von den Rücken der Bernina und Silvretta. Wolke, über die der Mantel heiligen Schneegewäns und tiefer Einsamkeit anderschneit liegt, so daß einem oft das Herz Mißwehrt, daß man schlingenslos in beim Anblick dieser hohen Majestät einer übergemaltigen Natur.

Wachung wachte man so weiterzuehnen in der Gleichzeitigkeit, wie wir sie am Thunsee zu hausehrend und doch reizvoll empfanden. Aber wir wollten noch viel erleben, die Zeit eilt und muß genützt werden. Alles nimmt ein Ende. Erinnerung bleibt.

Mit dem Bewußtsein menschlicher Kleinheit gegenüber der Großartigkeit der Natur steigen wir wieder hinab in die Täler, aber mit dem erhebenden Gefühl, noch etwas leisten zu können, sich bewährt und Kräfte erprobt zu haben, die im Alltag brachliegen müssen.

Für zwei lange Sommerstage nehmen wir uns ein Auto. Der eine Tag bringt uns zum herrlichen Stiller Joch, leider wimmelt es da oben von italienischen Militärs, und man kann den Eindruck nicht los werden, hier oben in dem Festungswerk sind Fremde nicht gerne gesehen. Am andern Tage geht es hinein in die Schweiz. Schnell und sehr höflich werden wir in Martinabund, dem Grenzort, abgefertigt. Der Weg durchs schöne Juntal führt dauernd bergan. Schuß mit seinen heilkräftigen Wädern, Tarasp und Kulpera wirken vornehm. In Samaden leuchtet die Gletscherwelt auf, die Gletscher der Berninagruppe, der holze, schneebedeckte Big Palü. Pontresina, hoch, aber geschützt und stimmungsschaffend gelegen, vornehme Menschen wimmeln auf Straßen und Plätzen bunt durcheinander, viele Ausländer. Eine kleine Bahn mit dichtbesetzten Ausflugszügen führt zur Höhe. Wir lassen die Berninahäuser hinter uns, vorbei am Berninospiz fahren wir zur Rächhöhe der Bernina. Hier rasten wir zu Füßen des Gletschers. Im Schatten ist es schneefalt, in der Sonne röter man — die dünne Luft läßt jeden Laut heller hören. Es ist unwahrscheinlich schön hier oben. Ein kleiner See, schwarz wie Naar, daneben ein größerer — der Lago Bianca, in dem spiegel sich die Schneefelsmauern wider.

Aberhaupt die Seen im ganzen Engadial. In allen Farben leuchten sie dem Wanderer und bringen Leben. Verwendung in die Gletschertäler. Kein Baum, kein Strauch hier oben — die Waldmä, wie Abfall aus einer großen Weltstadt. Eis und Schnee und über alledem ein hell umwölkt, klarblauer Himmel — die Menschen werden frumm und ergötzen hier oben.

Der Jugendschutz in Europa

Eine wertvolle Darstellung des Jugendschutzes in den verschiedenen Staaten der Welt bringt die soeben im Rahmen der internationalen Gewerkschaftsbühnerei veröffentlichte Schrift „Der Schutz der arbeitenden Jugend“. Nachfolgend geben wir aus der Schrift einige beachtenswerte Angaben wieder, die sich aus Raumgründen zunächst auf die europäischen Verhältnisse beschränken.

1. Schulpflicht

In den meisten europäischen Staaten sind die Kinder bis zum 14. Lebensjahr zum Besuch der Volksschule verpflichtet. Nur in Spanien, Portugal, Italien, Ungarn und Griechenland endet die gesetzliche Schulpflicht bereits mit dem 12., in Jugoslawien sogar mit dem 10. Lebensjahr. In Luxemburg und Frankreich hört sie mit dem 13., in Norwegen dagegen mit dem 15. und in Rumänien mit dem 16. Lebensjahre auf. In Rußland beabsichtigt man angeblich in allen größeren Städten die Schulpflicht einzuführen. Die gesetzliche Schulpflicht bedeutet jedoch, wie in der Schrift ausdrücklich betont und auch nachgewiesen wird, praktisch nicht eine reißende Durchführung. Sogar in Frankreich und Polen finden infolge Mangels an Schulen, Kinderarbeit u. a. m. manche Umgehungen statt. Wichtig in diesem Zusammenhang ist die Tatsache, daß die Vermeidung der gesetzlichen Schulpflicht gleichbedeutend mit dem Eintritt in das Erwerbsleben ist. Auf Grund von kulturellen arbeitsmarktpolitischen und sozialen Ermägungen fordern die Gewerkschaften neuerdings in allen größeren Staaten, wie Deutschland, England, Frankreich usw. eine Verlängerung der gesetzlichen Schulpflicht. Diese Forderung hat sich auch der IGB zu eigen gemacht.

2. Beschäftigungsverbot

Der Internationale Gewerkschaftsverband fordert in seinem Jugendschutzprogramm Verbot der Erwerbsarbeit für Kinder bis zum vollendeten 14. Lebensjahre. In den meisten europäischen Ländern ist dieses Verbot, soweit es die Beschäftigung in industriellen Betrieben betrifft, vorhanden. Nur in Italien, Ungarn, Portugal und Litauen beträgt das Mindestalter 12. In Spanien sogar nur 10, in Frankreich und Schweden 13 Jahre. Für besonders gesundheitsgefährliche Betriebe bestehen ähnlich wie in Deutschland weitgehende Verbote, die hier bei der allgemeinen Betrachtung jedoch unberücksichtigt bleiben müssen.

3. Die Arbeitszeit für jugendliche Industriearbeiter

Die gesetzlichen Bestimmungen über die Dauer der Arbeitszeit beziehen sich in den meisten Staaten auf die Jugend bis zum 18. Lebensjahre. Nur in Deutschland, Frankreich und Ungarn bezieht sich die Schutzbrenze noch auf 16jährige, in Italien nur auf 15jährige.

Die tägliche gesetzlich zulässige Arbeitszeit beträgt für vorgenannte Alterskategorien meistens 8 Stunden. Eine günstigere Regelung ist nur in Estland, Lettland und Rußland, also in Staaten mit wenig Industrie vorhanden. Ein günstigerer gesetzlicher Schutzbefehl heißt eine gesetzliche Arbeitszeit über 8 Stunden ist in England, Italien, Jugoslawien, Ungarn und Dänemark zu verzeichnen. Für einzelne Berufe bestehen daneben Sonderbestimmungen, die praktisch zu Abweichungen der allgemeinen Norm führen, die aber in kurzen Worten auch hier nicht erörtert werden können.

Am Bernardinoplatz wäscht ein Dub zwei schwarzweiße Bernhardschweine noch weißer — entzündende Tiere, viel bewundert und geschätzt. Man findet sie allortorten. Hier oben werden sie geschätzt.

Die Stunden eilen. Wir wohnen in St. Moritz zu Mittag essen. St. Moritz — Dorf — eine hochgelegene Anhöhe — mit mondän-internationalen Charakter, vom Fremdenbetrieb beeinflusst und beherrscht. Eine Hochburg auf die Spitze getriebener Zivilisation. Welt und Weltweit, oft kaum untercheidbar. Fabelhafte Aufmachung lebendiger Prachtlichkeit — im Area saul. Wozu sucht diese Menschheit eigentlich die Natur Schönheiten auf?

Wir finden, gut geführt, eine angenehme Gaststätte, wo man zu jedem Preise ein schönes Menü erhält. Alles ist — im Gegensatz zu vielen italienischen Lokalen — demütlich sauber. Dießen Eindruck behält man übrigens auf der ganzen Schweizer Fahrt. Die schillernden Häuser mit idyllischen Fenstern in den Ortlichen tropen klimatischen Charakter, sind gepflegt, weisen reizvolle Effekten auf. Mit Schandera muß ich an die „Reiseerzählungen“ unserer bewährten Reiseleiter denken. Vergleiche liegen nahe, wenn man in die Fremde zieht. Die meisten Häuser sind bemalt, aber nicht in der besten, farbenfremden trügerischen Manier, sondern mit erdigen, warmem Gelbrot, fast feierlich in Farbe und Mann. Prachtvolle Schmuckarbeiten an Fensterrahmen und Eingangsbereichen zielen auch die einfacheren Häuser. Im ganzen Engadin geht man von der Schönheit und Sauberkeit Hand in Hand.

Nach kurzem Aufenthalt haben wir wieder, wobei an italienischen St. Moritz etc. Schlußzeit trifft hinaus nach dem Malojapah, doch Kommt mit seinem in eigenem Stil gehaltenen Segantini-Museum, wobei an Eliajaner See und am dem langgestreckten, grünemaltesen Tüfer See nach Maloja, wo wir Segantini's Grab besuchen. Auf dem kleinen Friedhof liegen zwei Segantini's,

4. Nachtarbeit und Arbeit unter Tage

In den meisten Staaten ist die Nachtarbeit für männliche Jugendliche unter 18 Jahren verboten. Nur in England, Deutschland, Belgien, Spanien und einigen kleineren Staaten bezieht sich das Verbot der Nachtarbeit auf Jugendliche unter 16 Jahren. Daraus ist zu ersehen, daß die Jugendschutzgesetzgebung, besonders in den beiden Industrieländern England und Deutschland, als sehr veraltet und rückständig anzusehen ist.

Der gleiche Hinweis trifft auch auf das Verbot der Untertagearbeit für Jugendliche zu. In Belgien und England dürfen heute noch 14jährige Jungen unter Tage beschäftigt werden. Leider ist in diesem Falle zwischen Geseh und Praxis eine sehr enge Verbindung festzustellen, da Erhebungen des Internationalen Arbeitsamtes ergeben haben, daß die belgischen und englischen Grubenherren von dieser Erlaubnis reichlich Gebrauch machen. In Deutschland, Frankreich, Holland und Polen ist das unterirdische Beschäftigungsverbot auf 16jährige ausgedehnt, während man in den übrigen Staaten, in denen der Bergbau eine geringe Rolle spielt, das unterirdische Beschäftigungsverbot sogar bis zum 18. Lebensjahre ausgedehnt hat.

5. Gesetzlicher Jugendurlaub

Einen gesetzlichen Urlaubsanspruch haben die erwerbstätigen Jugendlichen bis jetzt nur in folgenden Staaten: Österreich, Polen, Rußland, Luxemburg und die Tschechoslowakei. Die Urlaubsdauer bewegt sich dabei zwischen 1 und 4 Wochen. In allen größeren europäischen Industrieländern gibt es einen gesetzlichen Jugendurlaub noch nicht. Tatsächlich Jugendurlaub dürfte es nur in Deutschland geben, da, soweit bekannt, in Belgien, Frankreich und England nicht einmal die älteren Arbeiter über einen solchen verfügen.

Schlussfolgerung

Diese allgemeinen Darlegungen, die, wie nochmals betont werden muß, infolge Ausnahme- und Sonderbestimmungen, ferner wegen vielfacher Nichtbeachtung und sonstiger Mängel nicht für alle Fälle zutreffen, sind nur typische Merkmale für den Stand des europäischen Jugendschutzes. Sie zeigen in ihren starken Abweichungen, daß das internationale Jugendschutzprogramm der freien Gewerkschaften als die Grundlage für einen fortschrittlichen und einheitlichen Jugendschutz verteidigt und vertieft werden muß.

Gut gegeben

In der Unterhaltung während der Frühstückspause der Montagetarbeiter sagt einer, im Hauptberuf Brummenfötter und im Nebenberuf Montagetarbeiter: „Ich zog einen Kofstlopf von einem Meter Durchmesser.“ — „Alles staunt über solchen Kofl. Ganz unermittelt erzählt ein alter Montagetarbeiter: „In Africa bauten wir einem Kegerfürsten einen Kofstlopf von hundert Meter Durchmesser und zweihundert Meter Höhe.“ Staunend frug der Brummenfötter: „Was wollt er denn damit?“ Prompt kam die Antwort: „Deinen Kofstlopf fackeln!“
Willy Freiburg.

Ein echter Wanderer wird nie alt.

Der echte Wanderer zieht als ein freier Mensch durch die Welt und wertet den Menschen nur nach dem Menschen.

Was ich nicht erlebt habe, das habe ich erwandert. Goethe.

ein Grab ist immer ärmlischer als das andere. Ungepflegt, verwildert. Vor Giovanni Ruhestätte verblühen in einer übernen Urne ein paar Freidolmen, Margueriten und blaue Campanula. Hier schlüpf der Frühvollende, dessen große Künstlerkraft die herrliche Alpennatur in glühenden Farben auf die Leinwand zauberte. Seiner heißen Liebe zur Vergnatur fiel er zum Opfer. Einsam, ohne die Rücksicht einer Rettung erlag er in einer Alpenhöhe einer heimtückischen Minibarmentzündung. Nur 41 Lebensjahre waren ihm bekannt. Das Engadin war ihm, dem Italiener, Paradies und wurde ihm Schicksal zugleich. Um seine Witbe reichen sich heute die Kunsthandler — ein Segantini ist eine Kostbarkeit, ein Juwel — droben auf dem kleinen Friedhof von Maloja links in der Erde ein verwildertes, vergessenes Grab: Giovanni Segantini — — —

Nach einer Enttäuschung wartet unfer auf diesem Tage. In Eils Maria suchen wir das Asyl Rieische. Niemand kennt es. Auf die Champs-Elysees hinter St. Moritz macht man uns aufmerksam — von der Existenz der Stätte, die noch vor nicht so langer Zeit einem Großen unter den Menschen Anstcht war, weiß niemand. Endlich, nach vielem Fragen erfahren wir: Neben dem Hotel Edelweiß soll es sein. Wir wandern durch den Ort bis fast ans Ende und stehen bestürzt vor einem kleinen, schmudlofen Haus. Es ist die Dependence zu dem Hotel Edelweiß und nimmt sich aus wie ein Hinterhof zu einer aufgedornerten Dame von Welt. Aber der Tür ist eine kleine Tafel angebracht mit der Aufschrift: „Hier kann und schaffte Rieische.“

Es ist still geworden zwischen uns. Gestritten von dem schlichten Grund der grünen Arbeitstätte eines Selteneu, stehen wir vor dem Häuschen. Hier wohnte das letzte Glied des Berniniamen — hier in Eils Maria, dem lieblich träumerisch gelegenen, 600 Fuß über dem Meeresspiegel und noch viel höher über allem menschlichen Begreifen, entstand die Skizze zu dem „Goldstern“ — Parathu.

Der Gemeinschaftsgedanke

Die Gemeinschaft ist älter wie die Menschheit selbst. Es sei nur an die Gemeinschaftsritere erinnert. In der Frühzeit der Menschheit war eine Absonderung des Einzelwesens von der Horde gleichbedeutend mit seinem Untergang. Schon für den Primitiven traf das Wort zu: „Einzelnen bin ich nichts, geeint sind wir alles.“ Die Erfahrung zeigte ihm immer wieder, wie er sein sollte und wie er nicht sein sollte.

Die nächste Stufe in der kulturellen Aufwärtsentwicklung war das gemeinschaftsmäßige Denken. Die Grundformel hierfür dürfte wohl der Satz sein: „Alles von der, für und durch die Gemeinschaft.“ Sobald das persönliche Bedürfnis mit dem Gemeinschaftsbedürfnis in Widerspruch steht, hat das Persönliche zurückzutreten. Wir Wundern uns heute immer wieder, wenn wir sehen, wie Menschen des 20. Jahrhunderts, oftmals die sogenannte „Elite“, gegen dieses eherner Grundgesetz der menschlichen Gesellschaft verstoßen. Immer ist das Wohl und Wehe aller vorgegangen, das des einzelnen Sieg oder Fiel mit dem der Gesamtheit. War das Gegenteil der Fall, so ist über kurz oder lang das Gemeinwesen untergegangen, und mit ihm der einzelne. Der einzelne ist nicht Mittelpunkt — jeder Kreis hat nur einen Mittelpunkt —, sondern nur ein Teil des Ganzen.

Das eherner Grundgesetz der Gemeinschaft zwang die auseinanderstrebende Menschheit immer wieder in ihren Rahmen zurück. Wenden wir diese Behauptung auf unsere Wirtschaft, die Grundlage jedes Gemeinwesens, an, so liegt der Wahrheitsbeweis in der fortschreitenden Konzentrierung, Kartellierung und Vertruilung. Eben: Einzelnen bin ich nichts, geeint sind wir alles.

Nur erstrecken sich die Vorteile der gegenwärtigen Wirtschaftsgemeinschaften mit tauschfähiger Gewalt auf eine dünne Schicht von Menschen. Diese dünne Schicht versucht dauernd der breiten Masse klarzumachen, daß dies so sein müsse. Das Sonderbare ist, daß wirklich der größte Teil des deutschen Volkes — siehe Reichstagswahlen — darauf hereinfällt.

Manches Angehörige der unteren Klasse hält es für vornehm, wenn es das Gehabe der oberen Schicht nachäfft, und sieht es als Reichen von Bildung, wenn es ihre Gedanken kritiklos übernimmt. Was an geistigen Kräften aus der eigenen Klasse hervorwächst, ist für ihn plebejisch und ordinär, oder er hält die Gedanken seiner Klasse für utopisch und darum undurchführbar. Es ist daher begreiflich, wenn ein großer Teil der Arbeiter kapitalistisch denkt. Ob richtig, ist eine andere Frage. Im Betrieb, auf der Straße, ja manchmal sogar in unseren eigenen Reihen stoßen wir auf die Menschen, die Ewaldbert Graß treffend charakterisiert als: Verhinderter Kapitalisten. Fast jeder werbende Kollege kennt die Auffassung: „Ein jeder soll nach seiner Fassung tätig werden“, oder: „Forbert ihr Gesinnungsfreiheit, so müßt ihr sie auch für andere gelten lassen.“ Richtig! Geht aber dies Selbsterben, diese Gesinnungsfreiheit auf Kosten der Gemeinschaft, der Organisation, der Klasse — der Unorganisierte ist das treffendste Beispiel —, so ist diese Auffassung auf das Schärfste zu bekämpfen.

Die gegenwärtige Wirtschaftslage zeigt zu deutlich die Unhaltbarkeit der genannten Anschauungen.

Drei Millionen „Überflüssige“ führen uns den ganzen Widerstand der kapitalistischen Wirtschaftsweise vor Augen. Zu oft muß man sich fragen: „Gibt es denn noch Menschen, die glauben, der

stra, dem Buch für alle und keinen, der „Entwurf einer neuen Art zu leben, von der Entmenslichung der Natur, von der Einverleibung der Erfahrungen, vom letzten Glück des Einsamen“ — das Buch, das ihn — ein Jahr vor seinem geistigen Zusammenbruch — zu dem schmerzlichen Geständnis veranlaßte: „Nach einem solchen Rufe, wie mein Parathustra es war, aus meiner innersten Seele heraus — nicht einen Laut von Antwort zu hören, nichts, nichts — immer nur die lautlose, nunmehr verlaufene Einsamkeit, das hat etwas über alle Begriffe Furchtbares — daran kann der Stärkste zugrunde gehen, ach und ich bin nicht „der Stärkste“ — mir ist seitdem an Mute, als sei ich tödlich verwundet.“

Diese Wunde, die Welt weiß es heute, war tödlich.

Wir nehmen, still geworden, Abschied von dieser Stätte. Mühte sie durch den lauten Hotelbetrieb derart gemein gemacht werden? Konnte man nicht um das kleine, bescheidene Haus eine Art geistigen Schutzpark schaffen?

Auf der Rückfahrt passieren wir St. Moritz-Bad, von der Ferne gesehen dünkt es uns mit seinem Riesenhôtel wie ein nächster Fabrikort. Aber in der Nähe bestaunt man seine Eleganz, wie sie ähnlich nicht viele Bäder aufweisen mögen. Und die Menschen, die diesen Ort bevölkern — nur schnell heraus aus dieser qualenden Zivilisation und zurück zur Natur! Von diesen Luststierchen trennt uns eine Welt!

Trotz sehr vorgeschrittener Stunde — die Sonne läßt nur noch die Gipfel der Berge aufleuchten — nehmen wir den Weg über den schönen, stillen Ofenpark. Seine Serpentinien führen durch den National-Schutzpark der Schweiz. Hier grüßt Natur. Hier wächst noch in Unpflanzbarkeit die Arche, an vielen Orten im Aussterben begriffen. Ihr atavistisches Holz zielt die tiroler Stuben, und wo es nicht zur Tafelung reicht, langt es doch wenigstens an einer traumhaften „Tiroler Ecke“ mit Bank und Borch.

Mensch sei für die Wirtschaft da, und nicht die Wirtschaft für die Menschen?“

Ungeachtet der drei Millionen Erwerbslosen wird die Forderung nach der Gemein-, der Planwirtschaft immer dringender. Nicht die Nachfrage soll die Produktion regulieren, sondern der Bedarf. Die Umstellung der Wirtschaft muß kommen. Gewiß. Aber das Tempo, mit der die Entwicklung zum Sozialismus der Klasse der Wirtschaftsumstellung entgegensteht, bestimmen wir. Der Waustein für das gewaltige Gesellschaftsgebäude der Zukunft ist die Gemeinschaftsorganisation des einzelnen.

Das deutsche Fortbildungsschulwesen

Die Erhebung über die Fortbildungs-, Berufs- und Fachschulen, die zusammen mit der Reichsschulstatistik durchgeführt wurde, ist kürzlich vom Statistischen Reichsamt bekanntgegeben worden. Danach betrug die Gesamtzahl der in Deutschland vorhandenen Fortbildungs-, Berufs- und Fachschulen 1927 rund 29 600 gegen 26 000 im Jahre 1922. Die Zahl der Schulen ist demnach um rund 800 gestiegen. Die Schülerzahl sämtlicher Schulen betrug 1927 rund 2,5 Millionen gegen 2,1 Millionen im Jahre 1922. Die Zahl der Schüler stieg um 400 000. Von der Gesamtzahl der Schüler waren im Jahre 1927 1,6 Millionen männlichen und 865 000 weiblichen Geschlechts. Im Jahre 1922 wurden gezählt 1,4 Millionen männlichen und 681 000 weiblichen Geschlechts. Es zeigt sich, daß die Steigerung, prozentual berechnet, bei den Mädchen stärker als bei den männlichen Fortbildungsschülern ist. Die Zahl der Lehrkräfte im Hauptamt stieg von 17 000 im Jahre 1922 auf 24 200 im Jahre 1927, die der Lehrkräfte im Nebenamt sank von 100 auf 78 600. Bemerkenswert ist an diesen Ergebnissen, daß die weiblichen Lehrkräfte entsprechend der Steigerung der weiblichen Schülerzahl von 5000 auf 8500 gestiegen sind.

Sieht man sich nun noch die Verteilung der Fortbildungs-, Berufs- und Fachschulen auf die einzelnen Gebiete der Deutschen Republik an, so geht daraus hervor, daß die industriellen Gebiete weit stärker vertreten sind als die landwirtschaftlichen. In der Rheinprovinz betrug die Schülerzahl 238 000, in Ostpreußen 49 000, in Westfalen 154 000, in Pommern 41 000, in Berlin 139 000, in Schleswig-Holstein 37 000. Im Freistaat Preußen haben sämtliche Provinzen einen Zuwachs an Schülern und Schulen zu verzeichnen. Umgekehrt ist es in Bayern; hier nahm die Schülerzahl um 12 000 und die der Schulen um 30 ab. Insgesamt wurden in Bayern 430 000 Schüler gezählt, in Sachsen 283 000, in Württemberg 129 000, in Baden 134 000, in Thüringen 82 000, in Hessen 76 000, in Hamburg 60 000, in Mecklenburg-Schwerin 12 000. Die kleinste Schülerzahl hat Schaumburg-Lippe mit 889, inzwischen von der Landkarte als selbständiger Staat verschwunden.

G. M.

Wer andern gar zu wenig traut,
hat Angst an allen Ecken;
Wer gar zu viel auf andre baut,
Erwacht mit Schrecken.
Es trennt sie nur ein leichter Zaun,
Die beiden Sorgengründer;
Zu wenig und zu viel Vertrauen
Sind Nachbarskinder.

Wilhelm Busch

Auf dem Rückweg müssen wir durch italienisches Gebiet. Es freut uns nicht. Schon auf der Fahrt nach dem Stifter Koch fremdete der faschistische Gruß der Einheimischen: die rechte Hand mit der Innenfläche nach außen, in Kopfhöhe emporgehoben, gilt als Gruß dort, wo bisher das „Grüß Gott“ an der Tagesordnung war! Auch aus den Autos heraus grüßen die Italiener in dieser ihnen selbstverständlichen Form. Das soll ihnen unbenommen bleiben. Man braucht nicht zu danken. Aber die Südtiroler?

Während die Grenzabfertigung in der Schweiz schnell und höflich erfolgt, sind die italienischen Formalitäten das ganze Gegenteil. Das Bism ist fortgefallen, die Scherereien um so größer. Immer in der Mehrzahl, treten die schwerbewaffneten Grenzsolbaten an den Wagen heran — ein Schlagbaum verwehrt die Weiterfahrt. Die Pässe werden eingesammelt, die Nummer des Autos sehr eingehend geprüft. Die Leuchten scheinen mit der deutschen Sprache auf dem Kriegsfuß zu stehen — ein Schulbus mit recht intelligentem Gesicht muß Dolmetscher spielen und erfragen, ob der Autobesitzer schon die Steuer bezahlt hat. Die prüfende Instanz findet sich in den dieselben Belegen nicht zurecht. Dessenungeachtet denken sich die Inhaberschaft jungen Miltzer jeder Roll kleine Mussolinis. Sie wissen sich als Eindringling und erleben durch Schneid, was ihnen an Verachtung ihres Aufenthalts fehlt. Sehr langsam schleicht ein junger Soldat an den Wagen und gibt die Pässe zurück. Nach viel langsame beaumt sich ein blutjunges Mussolinichin dazu, die Schranke zu öffnen. Mein ermunternder Ruf trägt mir einen Nid zu, einen Nid —! Renn er dürfte, würde er den Schlagbaum über nur so weit öffnen, daß unsere Köpfe die Wirkung verspürten.

Wir lassen uns die Paune nicht verderben, dazu war der Tag zu wunderbar. Mit diesen Schänden — erinnerungsreich — beschließen wir die genuehrliche Fahrt durchs schöne Engadin.

Tirol hat uns wieder.

Zwei Nächte

Sommernacht, lau und düstlich. Stiehendes Mondlicht geistert gespenstlich über des Brachland, zerwühlt und zerbaricht. Schätzenträben und Grauatrichter, soweit das Auge reicht, wie wahllos hingeworfen. Alles überwandert von Heidekraut und Ginster. Gleichsam, als hätte eine mitleidige Hand die gräßlichen Wunden der lieben Mutter Erde verdecken und verbergen wollen. Einzig blühendes, glückliches Land. Hier wurden Menschen geboren, lebten ihren Menschheitsraum und legten sich nach vollbrachtem Werk zur letzten Ruhe. Neue Menschen kamen und gingen und lebten und wirkten. Da brach der Wahnsinn über das Land herein. Die Kriegsfurie zerstörte blühende Städte und Dörfer, schleuderte Feuerbrände, spie Eisen und Gift, vernichtete und zerkat das blühende Land. Heute ein großer Friedhof. Silber flimmert das Mondlicht drüber hin. Da plöcklich steigen Schatten aus der mihandelten Erde empor. Einzelne erst, dann immer mehr und mehr, bedichten sich zu einer gemaltigen Masse, schweben lautlos, gespensthaft, wie Hebefrauen über die Gräber hin. Aus Ginster und Heidekraut erheben sich Stimmen, zart und leise, wie verhaltenes Schluchzen und Kinderweinen. Die Schatten schweben und suchen zerstücktes Glück, vernichtete Hoffnungen. Sie suchen und klagen und schrien die Menschheitschande in alle Winde. Und Nacht für Nacht, wenn Reichs Mondlicht sich erzieht, tangen die Schatten immer wieder und wieder ihre schaurigen Reigen. Fort und fort, bis das unglückliche Leid, die namenlose Angst und Not, das Elend und die Schande der Frauen, Mütter und Kinder gesühnt und getilgt ist von unserm Erbhold.

Eine andere Nacht. Dasselbe öde Brachland, dieselbe mihandelte Erde, dieselben Gräben und Gräber. Novemberstürme drängen drüber hin, harfen in Ginster und Heidekraut ein schauriges Lied. Schwarze Vorkenschen jagen am Himmel dahin. Raß und Reich schimmert trübes Mondlicht hindurch. Und wiederum steigen Schatten empor, betreten sich und wanken und wogen über das tote Land. Windstöße fauchen davonüber; dann ist es, als wenn graue, zerfetzte Soldatenmäntel im Winde sich blähen. Unaufhörlich schritt aus Ginster und Heidekraut das schaurige Lied. Da erheben sich Stimmen, wachen und wachen und vereinen sich zu einem gewaltigen, dräuenden Chor. Novembersturm trägt ihn über Länder und Meer, und gelend, Unheil verkündend dringt er in die Paläste der Menschheitsbrothen, und jubelnd, mitleidig und siegherfindend flücht er in die Hütten der Enterbten und Verfeimten dieser Erde, diese aufzitternd zu mutigen Wagen, zu Kampf und Sieg, bis einzt der Tag kommt, an dem die gesamte Menschheit geheilt ist vom Wahnsinn, und eine neue Menschheit in Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht mehr kennt von Völkermord, Gabsucht und Hier nach Ruhm und Tändern.

Carl Kommer

In Rumänien wird mit Weiskolben geheizt

Im Winterland der politischen Ereignisse, der Thronbesteigung des Prinzen Carol, der im Einbernehmen mit der Regierung erfolgte, steht die drückende Krise der Landwirtschaft. Die Überflüsse aus der Ernte des vorigen Jahres sind zum großen Teile unbenutzt geblieben. Die unangünstigen Transportverhältnisse Rumäniens, wo sich die Eisenbahnen in einem völlig verfallenen Zustand befinden, tragen zu den Schwierigkeiten der Verwertung der landwirtschaftlichen Produkte bei, insbesondere im verkehrsungünstigen gelegenen Westraben, wo an vielen Stellen mit Weiskolben geheizt wird, da sich der Preis des Kohles billiger stellt als der Preis des Kohles.

Auch die noch bestehenden Ausfuhrzölle, die bei der Ausfuhr von Getreide, Wehl und Wolle erhoben werden, erschweren die Verwertung der Produkte der Landwirtschaft. Die Regierung kann jedoch um so schweriger diese Zölle herabsetzen, da die Einnahmen aus den Einfuhrzöllen dank des Preisrückganges auf dem Weltmarkt fast vollständig sind, und trotzdem in den ersten vier Monaten des laufenden Jahres um ein Drittel weniger als im Vorjahr.

Die Landwirte müssen ihr Getreide verfrachten, wodurch ihre Kapitalanlagen sinken. Die gewaltige Erhöhung des deutschen Getreidepreises und die Einführung des Weizenzolls in Deutschland haben die Absatzmöglichkeiten der rumänischen Landwirtschaft gänzlich zerstört. Die Verhandlungen mit Deutschland über den freien Absatz von Getreide und Weis und Rumänien zum Ziel haben, sind noch nicht abgeschlossen. Die Hilfe der Landwirtschaft führt in diesen Umständen auch zur Einführung der industriellen Produktion — allein der Eisenpreis ging gegenüber dem Herbst um 20 % zurück — und zu Schwierigkeiten des Handels. Bei dem die Zusammenbrüche auf der Exportseite stehen. Das Getreide dient der unternehmenden Geschäftstätigkeit Südeuropas, trotzdem steht der Herbst und Wintermarkt noch 14 % höher als im letzten Land. Die Zusammenbrüche auf der Exportseite sind zu erwarten.

Die Regierung muß sich auf die Zusammenbrüche, die die landwirtschaftliche Produktion der rumänischen Landwirtschaft sind. Man wird vielleicht noch denken, wenn man die den Umständen der Landwirtschaft in Rumänien den Blick der Landwirtschaft und Landwirtschaft macht. Die Regierung sollte die Landwirtschaft aus den wirtschaftlichen Schwierigkeiten im Land gelassen zu werden und die Landwirtschaft die Einführung der Weiskolben in die Landwirtschaft.



Der erste organisierte Streik war der der Guttmaderegelellen in England im Jahre 1696.

Das älteste Parlament der Welt ist das von Island, das seit über tausend Jahren besteht.

Ein Vorzug der chinesischen Schrift. Die Zahl der chinesischen Schriftzeichen wird auf mehr als 20 000 geschätzt. Wer die Mehrzahl davon im Gedächtnis hat, kann chinesisch Geschriebenes verstehen, ohne diese Sprache zu kennen. Aus diesem Grunde findet man in Japan, Korea und Cochinchina oft einerlei Bücher, obgleich die in Rede stehenden Sprachen sehr verschieden sind.

Englische Spartaarbeit. Im Jahre 1703 stürzte der bei Edington an der englischen Küste gelagene Leuchtturm infolge eines Unwetters ein. Bald darauf scheiterte aus diesem Grunde das Kriegsschiff „Windhelfer“, wobei fast die gesamte Besatzung ums Leben kam. Tobdem ließ sich das englische Parlament drei Jahre Zeit, bis es die Mittel zum Wiederaufbau des unumgänglich notwendigen Leuchtturms bewilligte.

Patentens nannte man einen schon im Altertum üblichen reigenartigen Tanz, bei dem von den männlichen Tänzern Wachsfadeln getragen wurden. Im Mittelalter war er bei der Vermählung bürgerlicher, aber häufiger noch fürstlicher Personen — in letzterem Falle mit Turnieren verbunden — sehr weit verbreitet. Am preussischen Königshofe bildete er sogar noch bis in die letzte Zeit und in besonders zeremonieller Form regelmäßig den Abschluß der Hochzeitsfeierlichkeiten.

Kaufstiftel, der namentlich für die deutsche Industrie so überaus wichtige Artikel, wurde im Jahre 1884 von einem Franzosen Comte Gilaire de Chardonnet durch einen Zufall erfunden. Eine Flasche Kollobium, das er zum Photographieren benötigte, zerbrach und lief aus. Am nächsten Tage fand er, daß das Kollobium fest geworden war und eine Menge feiner, seidenglänzender Fäden gebildet hatte.

Ursprung des Zeitungswesens. In der seit undenklichen Zeiten bestehenden Verpflichtung des Pontifex Maximus (Oberster Priester), Tag für Tag alle wichtigen Ereignisse aufzuzählen zu müssen, können wir den ersten Anstoß zu dem Zeitungswesen der Römer erblicken. Buerst geschah dies auf einer weißen Tafel, die an einem allgemein zugänglichen Orte des oberpriesterlichen Amtshaus aufgestellt sein mußte. Aus diesen Tafeln schöpften die Römer die Kenntnis der Regierungsmaßnahmen usw., doch kam es erst vor, daß der Pontifex auch Privatnachrichten damit verlaunte. Unter Julius Cäsar oder, was viele behaupten, schon ein Jahrzehnt früher finden wir aber die Nachrichtenverbreitung bereits ziemlich gut organisiert vor. Den ersten Mann nahm die „Ara“ genannte römische Staatszeitung darunter ein. Einige solcher Zeitungen sind uns erhalten geblieben, doch wird ihre Echtheit von manchen Forschern in Frage gestellt.

Von der Zwiebel, vom Knoblauch und Schnittlauch. Welche Volk die drei Laucharten schon in den frühesten Zeiten spielen, berichtet bereits die Bibel. Herobot erzählt, daß die Bauarbeiter der Cheops-Pyramide für 1000 Talente Zwiebeln und Knoblauch verzehrt hätten. Bei den römischen Römern war der Lauchgenuss ein beschränkter. Namentlich der Knobel erfreute sich nur geringer Verbreitung und Horaz brach sogar ganz und gar den Tab über ihn, indem er behauptete, Knoblauch sei für Hexen und Walewörter eine geeignete Speise, denn er erfordere gestählte Eingeweide. Daß die Gattos immer verschieden waren, beweist der Hinweis, daß die Ägypter die Zwiebel für heilig erklärten und ihrer Götter anstatt sie wie beim Knuszir, bei Zwiebel und Knoblauch verzehrten. Vom Schnittlauch berichtet Plinius, daß der erste Kaiser Nero gewisse eine große Schüssel davon mit El begeben bestrafte, um eine kostbare Schimme zu erhalten. Hieronymus Wurmstich, ein Botaniker des 16. Jahrhunderts, nennt den Knoblauch und Schnittlauch die Lebensmittel der armen Leute und behauptet, daß der meiste davon ist, den ganzen Tag über giftig sei.

„Alt wie ein Thausich.“ Die Griechen haben seit den Zeiten der Antike kein den bei uns nicht oder nur selten vorkommenden Thausich als Nahrungsmittel bevorzugt. Besonders eingefallen und gewinnbar findet er ein bestes Nahrungsmittel, wegen seiner Sättigkeit in dieser Form gilt er als ein Symbol der Langlebigkeit, was nie der den biblischen Weisheiten anführt: „Alt wie Thausich.“ Besonders sagt man in Griechenland von altmodigen Weisen, sie seien so alt wie ein Thausich. In den letzten Wochen hat sich übrigens eine Zahl von Thausichen aus dem Adriatischen Meer an die westliche Küste in die Gegend des bekannten Seebades Nardonaht gesammelt.

Krieg

Donnerstagabend — Funktionärsabingung. Thema: Veranstaltung gegen den Krieg ausarbeiten.

„Vorleier“, schlug Gise vor. „Mich packt es nie, wenn ich aus Büchern vorgelesen bekomme. Wenn ich Bilder über den Krieg gesehen oder wenn ich mit älteren Genossen gesprochen habe, mit Genossen, die all die Schrecklichkeiten des Krieges mitgemacht haben, dann erschien mir alles, was in den Büchern steht, so gering und ich dachte immer, so wie es wirklich war, kann es niemand schreiben.“ So sprach Kurt.

„War schon einmal einer von euch dabei, wenn ein Mensch geboren wird?“ frug Adolf plötzlich. „Niemand? So hört zu. Ich habe mit der Leitung der Entbindungsklinik gesprochen. Wir können am kommenden Sonntag einmal dorthin kommen und dort zwei Stunden verweilen. Wir können zwar selbst bei der Entbindung nicht zugegen sein, aber wir können aus dem Nebenraum alles, was während dieser zwei Stunden im Entbindungsraum vorgeht, mit anhören. Ich glaube, es ist besser, wenn man weiß, wie ein Mensch geboren wurde, und dann über den Krieg spricht. Sonntag 2 Uhr also am Seim.“

Es wurde nicht weiter diskutiert. Man sah noch etwas zusammen, erzählte und hörte zu.

Sonntag aber waren sie alle zur Stelle. Eine freundliche Schwester empfing sie mit der Mahnung: „Stille, leise sein.“

Lange sahen die Genossen im Raum beisammen. Erst hatten sie nur ein leises Stöhnen gehört, nun wurde es härter und immer härter, und dann ein Schreien, Loben, Brüllen. O weh, o weh, o weh, Mama, Mama, Mama. Das Klang so scheidend, so weh, so unendlich weh. Und dann ein Schrei ganz wild und weh und langgezogen. „Ach, bin ich froh, bin ich froh, Gott sei Dank“, hörten sie eine schwache, matte Stimme sagen. „Ach, ein Mädchen, wie lieb, wie lieb.“ Dann fing die Frau an zu weinen. Aber das waren Freudentränen. Den meisten Genossen ging jetzt ein Licht auf, warum eine Mutter so sehr an ihren Kindern hängt.

Als sie aus der Tür der Klinik ins Freie traten und nun auf der Straße still dahingingen, jeder in seinen Gedanken, da lag ein schöner Ernst auf den jungen Gesichtern. Vielleicht dachte mancher von den Jungen und Mädchen an die Mutter daheim. „Wollen uns morgen Abend im Seim treffen“, sagte Adolf. Die Genossen gingen auseinander.

Adolf hatte ein Buch mitgebracht: Krieg dem Kriege, von Ernst Friedrich. Das sahen sie alle zusammen durch; sahen Menschen ohne Arme und Beine, Menschen mit halben Gesichtern, Menschen, die haufenweise tot aufeinanderlagen, Menschen, die nie mehr der Sonne Licht erbliden, nie mehr ihrer Kinder liebeß Gesicht. Sahen auch Offiziere mit ihren Dirnen hinter der Front, derweil vorne im Graßen die Soldaten Arme, Beine, Nase, Ohren, Gesicht und Leben ließen. Sahen erschossene Dörfer, verwüstete Felder, verbrannte Wälder, verendende Tiere, abdackelnde, hungernde Menschen. Sahen ein einziges Entsetzen... den Krieg.

„Wie kam es denn, daß die Menschen in den Krieg zogen?“ — „Sie wurden berückt und besessen und die meisten Menschen wußten nicht, wie der Krieg ausfiel.“ — „Sie wußten nur etwas von falschem Ruhm und von falscher Ehre. Die Schule, die Kirche, die Presse, sie alle redeten und erzählten und logen dem Krieg schöne Seiten an.“

„Hat denn die Lehre, die die Menschheit bekam vom Krieg, etwas genützt?“ — „Ja, Bücher gegen den Krieg sind geführlichen, Thaterfolge geblieben. Filme gedreht worden. Die sozialistischen Parteien und Gewerkschaften sind größer und schlagkräftiger geworden. Wir haben es doch beim Kapp-Putsch erlebt, wie die Arbeiter in Deutschland alle zusammenstanden und die Wiedererrichten Vertreter der Monarchie und des Militarismus zum Teufel jagten. Einigkeit und harter Gesamtwille hat damals dies Werk schnell vollbracht. Einigkeit und Gesamtwille, getragen von der persönlichen Kraft jedes einzelnen Gewerkschaftsmitgliedes, werden der Menschheit einen neuen Krieg ersparen. Arbeitet jeder von uns, alwo er geht, an der Stärkung seines Willens, an der Klarheit seines Kopfes, an der Kraft, jemand zu überzeugen, die, die uns fernhalten, einzureihen in die Front der Kriegsgegner.“

Ganz Dohrenbusch.

Jugendarbeit in Bahren. Eine der wichtigsten Aufgaben der sozialistischen Arbeiterjugend ist die Heranbildung eines gutgeschulten Nachwuchses für die Arbeiterbewegung. In welchem Maße diese Aufgabe erfüllt wird, mögen einige Zahlen beweisen. Am 31. Dezember 1928 waren im Verband der sozialistischen Arbeiterjugend Deutschlands unter 18 Jahren 5124 männliche und 2141 weibliche und über 18 Jahre 2668 männliche und 974 weibliche, insgesamt 11 208 Funktionäre tätig. — Ein anderes Beispiel: Zur gleichen Stichtzeit hatten in 24 von den 34 Bezirken des Verbandes 576 von 689 Ortsgruppen eigene Bibliotheken mit 72057 Büchern und Schriften. — Unter diesen Bahren steht eine Jugendorganisation ganz respektabel vor: in ihnen liegt eine große Öffnung für schwingungsvolle Arbeit in Partei und Gewerkschaften durch junge Kräfte.

Loppio

Am Grabenrand,
Wo einstmals wohl ein Unterstand,
Blüht rot und üppiger denn je
Der Klee ...

Dort, hinter rostigem Stachelkraut,
Vergoss vor Jahren ein Soldat
In sommerlicher Sonnenglut
Sein Blut ...

Dass hier einst Krieg gewesen ist,
Vereinzelt nur zu lesen ist,
Da auf dem Kreuz, dort auf dem Stein:
Gedenke mein!

Die Züge rattern dran vorbei.
Den Fremden ist es einerlei.
Man amüsiert sich ungestört,
Bis wieder einer Krieg erklärt.

Chen Reimann

Die Toten des Krieges

Um einen Begriff davon zu geben, welch furchtbare Beute an Menschenleben der Krieg forderte, sei hier eine Zusammenstellung der Gesamtziffer gegeben, soweit die Zahlen bis heute feststehen. Das deutsche Heer verlor während des Krieges insgesamt 1 822 565 Tote. Zu diesen kommen noch rund 4 278 000 Verwundete, so daß die blutigen Verluste zusammen 6 Millionen übersteigen. Frankreich verlor rund 1,25 Millionen Tote, ohne Kolonien, England einschließlich seiner Dominions 1,6 Millionen. Die Zahl der gefallenen Russen wird niemals auch nur annähernd ermittelt werden. Man greift nicht zu hoch, wenn man sie mit 3 Millionen einsetzt.

Güden und drüben, auf allen Kriegsschauplätzen, zu Lande und zu Wasser sind insgesamt schätzungsweise 11 Millionen Menschen den Soldatentod gestorben, während 69 Millionen unter den Waffen standen. Mit andern Worten ist rund jeder sechste Soldat draußen geblieben. Nimmt man aber nur die Zahl der an der Front gemessenen Soldaten als Grundlage, so ist schätzungsweise jeder dritte Mann der feindlichen Einwirkung erlegen. Mit zwei Millionen Soldaten zog Deutschland 1914 ins Feld. Fast ebensovielen kehrten nicht wieder heim. Die Gesamtzahl der blutigen Verluste übersteigt die Gesamtzahl der bei Kriegsbeginn vorhandenen Soldaten um das Dreifache. Man mag schätzen, daß am Ende des Krieges vielleicht noch ein Drittel jener Soldaten unbeschadet lebte oder kämpfte, die im August 1914 hinauszogen.

(Aus „Sperrfeuer um Deutschland“ von Werner Beumelburg. Verlag: Stalling W.G. Oldenburg.)

Jeder Mensch hat sein eigenes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu sein und zu handeln hat. In diesem Verstande bedeutet Schicksal die natürliche Folge unserer Handlungen, unserer Art, zu denken, zu leben, zu wirken. Es ist gleichsam unser Abbild, der Schatten, der unsere geistige und moralische Existenz begleitet. Daß es einen solchen Zusammenhang der Dinge, mit ihm auch allgemeine, beständige, mit uns fortgehende Resultate unserer Handlungen und Gedanken gebe, kann niemand leugnen: denn wie die alte Philosophie sagte, keine Wirkung ist ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Wie wir gegen andere handeln, so handeln andere gegen uns, ja, sie werden gezwungen, also zu handeln.

S e r d e r (Postklienten),

Trunkenheit ist niemals gut

(Aus „Freidanks Bescheidenheit“, 1220)

Trunkenheit ist niemals gut,
Sie schwächt den frohen Lebensmut.
Manch Weiser ward durch sie ein Tor!
Sie bracht viel Unglück schon hervor.
Sie bringt die Jugend in Gefahr
Und gleicht dem Tode auf ein Paar...
Von Sünd' und Schanden mancherlei
Ist Trunkenheit wohl niemals frei.
Steigt zum Haupt des Weines Blut,
Ist betäubt des Mannes Mut. —
Die Herde auf der Weide drauß,
Sie findet abends Hof und Haus.
Doch der von Gott Vernunft erhielt,
Mit dieser Gabe übel spielt,
Denn leider trinkt gar mancher Mann,
Dah Haus noch Hof er finden kann,
Es trinkt tausend sich den Tod,
Es' einer stirbt an Durstestnat.

